

Hans-Ulrich Treichel

Mein Sardinien

Eine Liebesgeschichte



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4496

Er ist unerlöst, der junge Doktorand aus Berlin, und er leidet unter einer Italiensehnsucht, wie sie vor ihm höchstens Goethe kannte. Auf dem Rückweg von der Philharmonie, wo er als Türschließer arbeitet, betritt er aus Neugier eine italienische Bar auf der Schöneberger Hauptstraße, und auch wenn er hier nicht den Süden findet, so findet er doch Cristina, eine Südsardin mit undurchdringlichem Blick. Wochen später wagt er eine schüchterne Liebeserklärung, und zu seiner eigenen Überraschung werden die beiden ein Paar. Als Cristina beschließt, in ihre Heimat Sardinien zurückzukehren, packt auch er seine Koffer, denn eine Trennung kann er sich nicht vorstellen. Und ist es nicht die Erfüllung eines Traums: künftig in zwei Welten zu leben, in Schöneberg und in Italien? Mit wenig Gepäck und vielen Hoffnungen machen sich die beiden auf den Weg ...

Ein Reisebuch, ein Stück Autobiografie, vielleicht ein Roman – in jedem Fall aber eine Liebesgeschichte, die so schön und traurig ist wie die Insel selbst. Heiter, ironisch und melancholisch erzählt Hans-Ulrich Treichel von seinem Sardinien und davon, wie es war, der Sehnsucht nach dem Süden zu folgen.

Hans-Ulrich Treichel, 1952 in Versmold/Westfalen geboren, lebt in Berlin und Leipzig. Er studierte Germanistik an der Freien Universität Berlin und promovierte 1984 mit einer Arbeit über Wolfgang Koeppen. Er war Lektor für deutsche Sprache an der Universität Salerno und an der Scuola Normale Superiore Pisa. Von 1985 bis 1991 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Neuere Deutsche Literatur an der FU Berlin und habilitierte sich 1993. Seit 1995 ist Hans-Ulrich Treichel Professor am Deutschen Literaturinstitut der Universität Leipzig.

Hans-Ulrich Treichel
MEIN SARDINIEN
Eine Liebesgeschichte

Suhrkamp

Umschlagabbildung: Thomas Grziwa

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4496

Suhrkamp Verlag Berlin

© 2012 by mareverlag, Hamburg

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Karten: Peter Palm, Berlin

Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46496-0

I. Cristina begegnete ich zuerst in der Schöneberger Hauptstraße. Sie arbeitete keine hundert Meter von dem Haus entfernt, in dem ich in einer geräumigen Altbauwohnung ein Zimmer bewohnte. Ein Wohngemeinschaftszimmer. Die Hauptstraße war ein Teilabschnitt der Bundesstraße 1, der ehemaligen Reichsstraße 1, die entlang eines der ältesten West-Ost-Handelswege führte. Nicht gerade eine idyllische Gegend. Oder, um es deutlicher zu sagen: eine Lärmhölle. Gut, dass es wenigstens die Mauer gab. Sonst wäre der gesamte West-Ost-Verkehr von Aachen bis Königsberg beziehungsweise von Brügge bis Nowgorod an meinem Zimmer vorbeigerauscht. Der unter Mauerbedingungen eingeschränkte Westberliner Verkehr war allerdings noch immer nervtötend genug. Nicht nur die Autos, auch die Busse. Vor allem die Busse. Auf der Hauptstraße fuhr der 48er. Von der Philharmonie nach Zehlendorf und wieder zurück. Und das alle paar Minuten. Unablässig rollte der 48er über die Hauptstraße. Und gab genau vor meinem Fenster noch einmal ordentlich Gas, schließlich lag Schöneberg auf einer Anhöhe,

die bezwungen werden musste, bevor es zwei Blocks weiter wieder bergab Richtung Steglitz ging und der Verkehr ausrollen konnte.

Steglitz galt als das ruhigere Viertel. Obwohl die Steglitzer Schloßstraße nur die Verlängerung der Schöneberger Hauptstraße war, welche wiederum in die gleichzeitig zu Schöneberg und zu Tiergarten gehörende Potsdamer Straße überging. Auch so ein Trauerspiel, die Potsdamer Straße. Mit und ohne Mauer. Zu Mauerzeiten brachte man sie vor allem mit Ausländern, Drogen, Prostitution und Hausbesetzern in Verbindung. Und mit alten Menschen. Armen Berliner Rentnern, sofern sie überhaupt Rente bezogen. Und die beim türkischen Gemüsehändler kurz vor Feierabend Gemüse zum halben Preis bekamen. In der Potsdamer Straße wurden arme Berliner Rentner von den Türken durchgefüttert.

Heute wurde dort niemand mehr von niemandem durchgefüttert. Heute strebte alles ohne auch nur anzuhalten direkt zum Potsdamer Platz, zum Sony Center, zum Hyatt Hotel und zur Mercedes-Benz-Niederlassung. Was früher undenkbar gewesen wäre. Früher strebte man allenfalls zur Philharmonie. Am besten mit dem 48er. Wenn der Zehlendorfer Bürger mit seiner Gattin in Zehlendorf Eiche in den 48er stieg und zur Philharmonie fuhr, dann glitt sein Blick gleichmütig über das Elend der Potsdamer Straße hinweg. Das kümmerte ihn überhaupt nicht. Und auch seine Gattin kümmerte das nicht. Die Zehlendorfer Eheleute bereiteten sich innerlich ganz auf die Philharmonie vor. Auf ihren Stammplatz in Block B. Auf die Bekannten, die man in der Pause im Foyer treffen würde.

Und auf Karajan natürlich, obwohl sie sich den Karajan nicht alle Tage leisteten. Der war nämlich Preiskategorie A, was sich auch auf die Plätze in Block B auswirkte, und das schmerzte selbst einen wohlhabenden Zehlendorfer Bürger. Es musste ja nicht immer Karajan sein. Gastdirigenten taten es schließlich auch. Gastdirigenten konnten auch dirigieren. Es mussten auch nicht immer die Berliner Philharmoniker sein. Gastorchester konnten auch musizieren. Konrad Lattes Barockorchester beispielsweise. Wenn Konrad Latte sein Barockorchester dirigierte, dann waren die Zehlendorfer dabei. Diese strahlenden Trompeten. Diese Festlichkeit. Und Konrad Lattes Barockorchester spielte oft in der Philharmonie. Andauernd eigentlich. Schlug man den Kulturteil des *Tagesspiegels* auf, dann erblickte man als Erstes eine Anzeige, in der ein Konzert mit Konrad Lattes Berliner Barockorchester angekündigt wurde. Oder man erblickte eine Besprechung eines Konzerts. Eine wohlwollende Besprechung. Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals eine nicht wohlwollende Besprechung von Konrad Lattes Barockorchester gelesen zu haben. Zumindest nicht im *Tagesspiegel*, der im Übrigen auch an der Potsdamer Straße residierte. Hochkultur an der Potsdamer Straße. Man konnte nur hoffen, dass die Redakteure hinter Lärmschutzscheiben saßen. Und ihren Sauerstoff nicht direkt von der Potsdamer Straße bezogen. Ansonsten hätte man sich die gesamte *Tagesspiegel*-Redaktion als eine Ansammlung von hörgeschädigten Journalisten mit benebelten Gehirnen vorstellen müssen. Man bedenke nur, was allein der 48er an bläulichen Nebelschwaden ausstieß.

Wir machten uns in der Wohngemeinschaft bei der morgendlichen *Tagesspiegel*-Lektüre regelmäßig über Konrad Latte lustig. Ich will das hier gar nicht weiter ausführen. Zumal mir unsere pennälerhaften Scherze viele Jahre später nachträglich peinlich wurden, als eine Biografie Konrad Lattes erschien, in der ich lesen konnte, dass Lattes Lebensgeschichte ganz und gar nicht zum Lachen war. Seine Eltern waren in Auschwitz ermordet worden, und er selbst hatte nur dank mutiger Helfer im Berliner Untergrund überlebt. Von der Geschichte Konrad Lattes hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt, obwohl ich mich ansonsten in der Berliner Philharmonie bestens auskannte. Zum einen war ich musikinteressiert und ging des Öfteren in ein Konzert. Kaufte allerdings meistens Karten für die sogenannten Podiumsplätze, wo man auf Bänken ohne Rückenlehne saß, dafür aber dem Dirigenten ins Angesicht sehen konnte. Und zum anderen hatte ich dort längere Zeit als Türschließer gearbeitet, um meine Doktorarbeit zu finanzieren. Ich fuhr damals ganz wie die Zehlendorfer Bürger mit dem 48er in die Philharmonie, um im grauen Jackett und mit Philharmoniekrawatte Abend für Abend die Saaltüren zu schließen, was für einen Musikliebhaber allerdings eine echte Qual war, denn es war den Schließern strengstens verboten, den Saal während des Konzertes zu betreten.

Solange das Konzert nicht begonnen hatte, durften wir uns auch im Saal aufhalten. Doch bevor der erste Ton erklang, mussten wir die Saaltüren von außen schließen und während des ganzen Konzertes bewachen. Die Saaltüren waren schalldicht. Damit kein Lärm von außen

in den Saal hereindrang. Aber es drang auch keine Musik von innen heraus. Während der ganzen Zeit als Türschließer hörte ich nie auch nur einen einzigen originalen Philharmonieton. Ich verpasste die bedeutendsten Konzerte der damaligen Zeit. Mahlers Zehnte, Strauss' Zarathustra, Brahms' Deutsches Requiem, von Beethoven ganz zu schweigen, alles verpasst, nicht einen Ton hatte ich von alledem gehört, obwohl ich direkt vor der Tür stand. Erst wenn der Beifall begann und das Saallicht sich aufhellte, durfte ich die Tür wieder öffnen. Ich konnte das Geschehen im Saal durch eines der kleinen Sichtfenster beobachten, die in den Türen angebracht waren. Auch die Sichtfenster waren schalldicht. Im Laufe meiner gesamten Dienstzeit wagte ich nur ein einziges Mal, die Tür während eines Konzertes einen Spalt weit zu öffnen. Und zwar während des Tristan-Vorspiels. Aber diesmal dirigierte nicht Karajan, sondern ein Gastdirigent, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Vielleicht war es Bernard Haitink gewesen. Es hätte gut Bernard Haitink gewesen sein können. Egal. Ich wollte den Tristanakkord hören. Von wem auch immer er dirigiert wurde. Hier waren alle weltberühmt. Ich hatte mir den Tristanakkord immer wieder auf Schallplatten angehört, und ich konnte ihn auf dem Klavier spielen, was allerdings keine große Kunst war: f-h-dis-gis. Vier Töne. Zwei weiße und zwei schwarze Tasten. Der vom Orchester gespielte Tristanakkord klang freilich ganz anders als auf dem Klavier. Das waren nicht vier Töne, das war eine Welt. Ein ganzer Kosmos war das. Eine Welterschütterung. Und eine Seelenschütterung, der ich mich nicht entziehen konnte,

obwohl ich alles andere als ein Wagnerianer war. Ich war wagnerkritisch, was eine Selbstverständlichkeit war für jemanden, der in den Siebziger- und frühen Achtzigerjahren in einer Schöneberger Wohngemeinschaft wohnte. Wobei meine Mitbewohner kulturell so weit von Wagner entfernt waren, dass sie Wagner noch nicht einmal nicht mochten. Ich dagegen war wagnerkritisch, musste aber feststellen, dass es da so ein paar Wagner-Kompositionen gab, denen gegenüber ich mich gänzlich wehrlos fühlte. Die mich anrührten, wie sie möglicherweise den schlimmsten Wagner-Sentimentalisten anrührten. Und zu diesen Stellen gehörte auch der Tristanakkord beziehungsweise der Anfang von Tristan und Isolde. Und der Liebestod natürlich. Mild und leise. Der Rest war mir dann eher wieder gleichgültig gewesen. Ich hätte damals am liebsten meine Doktorarbeit über den Tristanakkord geschrieben. Ich wäre dem Geheimnis meiner eigenen Rührung gern auf den Grund gegangen. f-h-dis-gis. Was war los mit diesen vier Tönen? Allerdings war ich kein Musikwissenschaftler, sondern Germanist. Schon meine ersten Recherchen über den Tristanakkord in der *MGG*, wo dem Tristanakkord mehrere Spalten gewidmet waren, hatten ergeben, dass ich ohne musikwissenschaftliche Kenntnisse nicht weit kam. Ich begriff immerhin so viel, dass der Tristanakkord eben doch mehr war als f-h-dis-gis. Ansonsten half mir die Theorie nicht weiter. Weil ich sie nicht verstand. Aber hören konnte ich. Und ich hörte genau das, was mir auch die Musikwissenschaftler bestätigten: dass es sich beim Tristanakkord um etwas handelte, was man ›unaufgelöst‹ nannte. Der Tristanakkord

war ein unaufgelöster Akkord. Und »ein vagierender mit enigmatischer Vieldeutigkeit« dazu. Wo die Musikwissenschaftler unaufgelöst sagten, da ergänzten die Religionswissenschaftler und Kulturphilosophen: unerlöst. Was mir sofort einleuchtete. Auch ich war unerlöst. Ich war wie der Tristanakkord. Daher die Rührung. Daher die ganze Wagner-Verführung. Mit der ich ja eigentlich nichts am Hut hatte. Im Unterschied zum Unerlöstsein.

Als Doktorand schrieb ich meine Doktorarbeit über den Schriftsteller Wolfgang Koeppen. Der war ebenfalls unerlöst. Er war der Schriftsteller, der nicht schrieb. Weil er ein Schriftsteller mit so heftigen Schreibkrisen gewesen war, dass in der Öffentlichkeit der Eindruck entstand, er sei verstummt. Er war aber gar nicht verstummt. Er hatte nur sehr unregelmäßig geschrieben. Und weitaus weniger, als er schreiben wollte und seinen Verlegern und dem Publikum zu schreiben versprach. Über Musik hatte er auch einmal geschrieben. Beziehungsweise über einen Komponisten namens Siegfried, dessen Symphonie in Rom uraufgeführt wurde. Über Siegfried hatte Wagner eine ganze Oper geschrieben, was mich aber weniger interessierte. Mich interessierte Tristan. Und Isolde natürlich auch. Zwei Unerlöste.

Meine Isolde begegnete mir in Berlin-Schöneberg. Auch mit ihr würde ich über das Meer fahren. Westwärts schweift der Blick. Ostwärts streicht das Schiff. Beziehungsweise umgekehrt. Aber das wusste ich damals noch nicht, als ich in der Philharmonie als Türschließer mit der Aufgabe betraut war, ausgerechnet in dem Moment die schalldichte Saaltür von außen zu schließen, als der

Dirigent den Taktstock hob, um das Tristan-Vorspiel zu beginnen. Wobei der Tristanakkord schon im zweiten Takt des Vorspiels erklingt. Der Dirigent hebt den Taktstock, und genau drei Noten später hören wir: f-h-dis-gis. Da war es geradezu zwingend, dass ich mich eines Abends traute, das Schließen der Saaltür um einige wenige Sekunden hinauszuzögern. Ich schloss die Tür nicht, sondern schob mich, während der Dirigent schon beide Arme erhoben hatte, in die leicht geöffnete Tür hinein und wartete auf die ersten Töne. Doch nachdem der Dirigent den ersten Takt angeschlagen hatte, fühlte ich eine kalte Hand auf der Schulter. Es war eine Frauenhand. Sie gehörte der Chefin der Türschließer, Kartenabreißer und Garderobieren. Eine blonde und gar nicht unattraktive Dame im dunkelblauen Kostüm, die während der Konzerte Kontrollrundgänge machte. Allerdings pflegte sie dies zumeist nach der Pause zu tun. Diesmal kam sie unmittelbar zu Beginn des Konzerts und überraschte mich in dem Moment, in dem das f-h-dis-gis zwar noch nicht erklungen war, aber schon in der Luft lag. »Sie sind hier nicht zum Musikhören«, flüsterte sie und nahm die Hand erst wieder von meiner Schulter, als ich die Saaltür von außen geschlossen hatte. Dann setzte sie ihren Rundgang ohne jeden weiteren Kommentar fort.

So wie ich die Dame kennengelernt hatte, konnte dies nicht alles gewesen sein. Sie führte ein strenges Regiment mit den Angestellten, von denen die meisten ja nur Hilfskräfte und entweder Studenten oder arme Schlucker waren, die nicht viel zu verlieren hatten. Ob sie hier jobbten oder Sozialhilfe bezogen, war im Grunde gleichgültig.

Was das Risiko erhöhte, dass sie nicht allzu pflichtbewusst waren und sich gegebenenfalls auch einmal danebenbenahmen. Das durfte natürlich an einem Ort wie der Philharmonie nicht sein. Hier fiel man schon auf, wenn man sich nicht rasiert oder seine Fingernägel nicht geschnitten hatte. Letzteres galt insbesondere für die Kartenabreiber, die von der Chefin bei den sogenannten Teambesprechungen eigens dazu angehalten wurden, ihre Hände und Nägel zu pflegen.

Auch während der nächsten Tage rechnete ich noch mit irgendwelchen Konsequenzen, einer Abmahnung oder wenigstens einer weiteren Zurechtweisung. Aber ich hatte Glück. Die strenge Dame war gar nicht so streng und hatte offenbar Verständnis für mein Musikinteresse. Statt mich abzumahnen, schickte sie mich an einen anderen Arbeitsplatz. »Hier können Sie zuhören, so viel Sie wollen«, bemerkte sie nur, als sie mir den Platz zuwies. Es war die Bühnen- beziehungsweise Podiumstür, die das Orchesterpodium mit der Kantine verband. Und es war auch die Tür, durch die die Musiker und Choristen gingen. Allerdings nicht die Solisten und auch nicht die Dirigenten. Und natürlich auch Karajan nicht. Ich hätte Karajan gern einmal aus der Nähe gesehen. Ich hätte ihm auch gern die Podiumstür aufgehalten. Aber daran war gar nicht zu denken. Ich durfte noch nicht mal den Choristen oder Orchestermusikern die Podiumstür aufhalten. Karajan und allen anderen Dirigenten wurde die Tür von dem sogenannten Orchesterwart aufgehalten, einem kleinen rundlichen Menschen mit Brille und immer leicht verschwitzter Glatze, der das übrige Personal kei-

nes Blickes würdigte. Er war es auch, der unmittelbar vor und manchmal auch nach Erscheinen des Orchesters das Podium betreten und die Partitur auf das Notenpult des Dirigenten legen durfte. Und aufschlagen. Zumeist auf Seite eins. Aber nicht immer. Bei konzertanten Opernaufführungen war es fast immer die Seite eins, da zumeist die Ouvertüren gespielt wurden. Und nicht irgendwelche Zwischenspiele. Die Aida-Ouvertüre beispielsweise. Oder die Leonoren-Ouvertüre. Oder eben das Tristan-Vorspiel. Wenn keine Ouvertüre gespielt wurde, war die Partiturkenntnis des Orchesterwarts gefragt. Wenn es um das Adagietto aus Mahlers 5. Sinfonie ging, musste der Orchesterwart die Partitur beispielsweise ziemlich weit hinten aufschlagen. Und das alles vor den Augen des gesamten Publikums. Da konnte man nicht einfach wie ein Hausmeister aufs Podium schlurfen. Das war eine öffentliche Darbietung, dieses Aufschlagen der Partitur. Wobei es natürlich auch möglich gewesen wäre, die Partitur schon vor Einlass des Publikums aufzuschlagen. Aber nicht für unseren Orchesterwart. Der wollte seinen Auftritt haben. Erst erschien der Orchesterwart. Dann Karajan. Manchmal gab es sogar Applaus für den Orchesterwart, für den der Mann sich aber nicht bedankte. Er kannte schließlich seine Grenzen. Dass er trotzdem stolz auf den Applaus und seine Aufgabe war, sah man daran, dass er seinen Rücken noch mehr durchdrückte, noch federnder zurück zur Podiumstür ging und sein Kinn noch etwas mehr reckte als beim Betreten des Podiums. Zum Glück war der Konzertmeister nicht für meine Podiumstür zuständig. Diese Tür wurde von einem eher haus-

meisterhaften und jovialen Menschen aufgehalten, der nicht wie der Orchesterwart einen dunklen Abendanzug trug, sondern einen grauen Kittel. Fehlte nur noch der Schraubenzieher in der Brusttasche.

Ich hatte nun einen privilegierten Arbeitsplatz. Das Privileg bestand darin, dass ich erstens sitzen durfte, auf einem Stuhl direkt neben der Tür, und zweitens dem Konzert lauschen konnte, denn über der Tür war ein Lautsprecher angebracht, der die Konzerte übertrug und gleichsam als Monitor für alle diejenigen diente, die sich in der Kantine aufhielten. Der Lautsprecher schien allerdings aus der Nachkriegszeit zu stammen. Die Klangqualität entsprach ungefähr derjenigen meines Transistorradios, das ich als Kind beziehungsweise Knabe besaß und mit dem ich in Westfalen die BFBS-Hitparade hören konnte. Was auch nicht gerade erlösend, aber offenbar genau das Richtige für meine damalige Lebensphase war. Jetzt, auf meinem Stuhl neben der Podiumstür, hörte ich Beethoven, Brahms, Mozart und auch Wagner. Aber es gefiel mir nicht. Es klang wie billige Radiomusik. Besonders Wagner. Und auch das Tristan-Vorspiel hätte so geklungen, wenn es denn gespielt worden wäre. Aber es wurde nicht gespielt. Während meiner gesamten weiteren Dienstzeit in der Philharmonie stand niemals mehr das Tristan-Vorspiel auf dem Programm. Sodass ich auch nicht behaupten kann, dass ich ausgerechnet nach einem Tristan-Abend zum ersten Mal der Frau begegnet bin, mit der ich später übers Meer und Richtung Sardinien fahren sollte. Was an jenem Abend in der Philharmonie gespielt wurde, habe ich vergessen. Ich weiß nur noch, dass

es einer dieser trüben Winterabende war, von denen es in Berlin so viele gab. Und ich weiß auch, dass ich nach der Arbeit keine Lust hatte, nach Hause zu gehen. Was hieß schon nach Hause. Ich wohnte in dieser sogenannten Wohngemeinschaft. War aber juristisch gesehen Untermieter in einer Sechszimmerwohnung, in der fünf der Bewohner ebenfalls Untermieter waren. Der sechste Bewohner war der Hauptmieter. Der aber so tat, als sei auch er nur ein Untermieter, damit wir uns als Gemeinschaft fühlten. Bis es Konflikte gab. Dann war er wieder der Hauptmieter. Und wir anderen die Untermieter. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen, denn irgendwann möchte jeder einmal Hauptmieter sein. Man kann nicht als Untermieter alt werden. Oder höchstens in Romanen von Robert Walser.

Ich hatte damals nicht nur viel Wagner gehört, sondern auch viel Robert Walser gelesen. Der ja auch ein sehnsüchtiger und sogar sehnsuchtskranker Mensch war. Ich hatte mir sogar einen Satz aus Walsers Roman *Der Gehülfe* über den Schreibtisch geheftet: »Man sah den Wegen am Abendlicht an, dass es Heimwege waren.« Zu schön, um wahr zu sein. Solche Wege gab es in Berlin-Schöneberg nicht. Zumal sich der Satz, der eine längere Karriere als Sinnspruch für Kitschpostkarten und Poesiealben vor sich haben sollte und daher seinen Platz über meinem Schreibtisch auch irgendwann wieder räumen musste, auf heimkehrende Fabrikarbeiter bezog: »Die zahlreichen Fabrikarbeiter kehrten still und schön und ermüdet von ihren Schaffenswerkstätten heim. Man sah den Wegen am Abendlicht an, dass es Heimwege waren.« Still

und schön. Mild und leise. Mir leuchtete kein Berliner Abendlicht. Und wenn man der nächtlichen Schöneberger Hauptstraße etwas ansah, dann vor allem, dass hier keine Heimat war. Auch nicht in dem Haus, in dem ich wohnte. Ein wuchtiges Eckhaus mit abgerundeter Fassade und einer Pilsator-Reklame daran.

Nachdem ich aus dem 48er gestiegen war, lief ich noch ein wenig die Hauptstraße hinauf. Alles war dunkel. Der türkische Supermarkt. Die Musikalienhandlung. Das Schwulen-Café. Auch das Kino an der Ecke Vorbergstraße hatte seine Leuchtreklame abgeschaltet. Und die Straßenlampen sonderten dürftiges mattgelbes Licht ab, passend zum Novemberwetter. Nur aus dem Oberlicht über der Eingangstür eines italienischen Lokals strahlte es grellweiß hervor wie aus einem technischen Labor. Die Tür selbst war ebenso wie die Frontscheiben mit einer Folie in den italienischen Nationalfarben abgeklebt. Ich hatte mich schon öfter gefragt, was dort drinnen wohl vor sich ging. War das überhaupt ein italienisches Lokal? Oder doch ein Testlabor für Neonröhren oder etwas in der Art? Denn das weiße Licht schien Tag und Nacht zu brennen. Ich hatte mich bisher nicht getraut, hineinzugehen. Die Tür war mit einem Klingelknopf versehen, Passanten waren hier offensichtlich nicht willkommen. Aber ich war ja gar kein Passant. Ich war ein Nachbar. Das hier war schließlich mein Kiez. Mein Kino. Meine Musikalienhandlung. Mein Türke. Und mein Schwulen-Café. Auch wenn ich es bisher noch nie betreten hatte. Aber ich hätte es betreten können. Es hatte keine verklebten Frontscheiben. Man konnte hineinschauen und das Per-

sonal und die Gäste betrachten. Und zu klingeln brauchte man auch nicht. Ich sollte in Zukunft des Öfteren ins Schwulen-Café gehen. Eigentlich eine Unverschämtheit von den Italienern, sich so abzuschotten. Ausgerechnet die Italiener, die mir immer die liebsten Nachbarn gewesen waren. Aufs Ganze gesehen.

Es gab Zeiten, da wäre ich am liebsten selbst ein Italiener gewesen. Während meines Studiums hatte mich die Italiensehnsucht ergriffen, ganz wie es sich für einen Germanistikstudenten gehörte. Und ich war nicht nur sooft ich konnte nach Italien und vor allem nach Rom gereist, ich hatte Italienisch als zweites Nebenfach belegt und zudem einen Sommer lang an der Ausländeruniversität in Perugia Italienisch gelernt. Mir hatte nur noch eine italienische Freundin gefehlt, die mir aber nicht vergönnt gewesen war. Stattdessen fing ich in Perugia ein Techtelmechtel mit einer etwas phlegmatischen und rundlichen mexikanischen Studentin an, die sehr gut Spanisch und sehr schlecht Italienisch sprach und es im Grunde auch nicht lernen wollte. Warum auch. Sie konnte ja schon Spanisch. Griechen lernten Italienisch in Perugia, um anschließend in Italien Medizin zu studieren. Deutsche und Engländer lernten Italienisch wegen der Italiensehnsucht. Mexikaner konnten ohne Probleme in Spanien Medizin studieren, wenn sie es nicht in Mexiko tun wollten. Und von einer Italiensehnsucht hatte ich weder bei Mexikanern noch bei Spaniern jemals etwas gehört. Spanier sehnten sich nicht nach Italien. Genauso wenig wie sich Italiener nach Spanien sehnten. Die sehnten sich eher nach Deutschland oder nach England beziehungs-

weise Skandinavien. Was für den deutschen Germanisten die Sehnsucht nach dem Süden war, das war für den italienischen Italianisten und den spanischen Hispanisten die Sehnsucht nach dem Norden. Die allerdings auch in der deutschen Literatur vorkam, was mich aber nicht weiter interessierte, da diese Art Sehnsucht durch die Nazis kontaminiert war. Wofür aber die deutschen Romantiker beispielsweise, die sich sowohl nach dem Süden als auch nach dem Norden gesehnt hatten, natürlich nichts konnten. Genauso wenig wie Richard Wagner oder beispielsweise Rilke, der sich ebenfalls nach dem Norden und speziell nach Dänemark gesehnt hatte.

Ich hatte mich während meines Studiums nie mit der Nordsehnsucht, sondern immer nur mit der Südsehnsucht und hier vor allem mit der Italiensehnsucht befasst und hätte auch gern meine Staatsexamensarbeit darüber geschrieben. Oder meine Doktorarbeit. Oder sogar beides, das Motiv war schließlich unerschöpflich. Das hätte auch noch für eine Habilitationsschrift gereicht. Und es wären trotzdem noch massenhaft sogenannte Forschungsdesiderate übrig geblieben. Allein schon Goethe. Dessen Italiensehnsucht war für sich genommen bereits unerschöpflich. Wobei es ja drei Goethes gab, die sich nach Italien nicht nur gesehnt hatten, sondern auch dorthin gereist waren und darüber in Briefen und Tagebüchern geschrieben hatten. Johann Wolfgang Goethe, sein Vater Johann Caspar und sein Sohn August. Johann Wolfgang Goethes *Italienische Reise* kennen wir alle. Vom Hörensagen zumindest. Johann Caspar Goethes *Viaggio per l'Italia fatto nell'anno 1740 et in XLII lettere descritto da Jo-*